

Einleitung

BARBARA PICTH

Gegen das Renaissancekonzept werden schon seit Langem Einwände erhoben. Sie haben aber nicht vermocht, es seines Potentials zu berauben: Die Vorstellung, durch einen innovativen Umgang mit verloren geglaubten Traditionsbeständen einen Epochenwandel initiieren zu können, bleibt verlockend und aktuell.¹ Mittlerweile hat ›Renaissance‹ mit ›Moderne‹ gemein, in den Plural gesetzt worden zu sein. Anders als der Begriff der Moderne verknüpft der der Renaissance einen Überwindungsgedanken mit einer relativen Bekanntheit des Zukunftshorizonts (denn es geht um Rückgewinnung), was zur Attraktivität dieses Epochenkonzepts beigetragen haben mag. Im Plural gedacht, können solche Rückgewinnungsversuche miteinander verglichen werden. Auf diese Weise lässt sich zum einen jener Teil des ›Problems der Renaissance‹ (Johan Huizinga) lösen, der entsteht, wenn frühere Wiederbelebungsversuche negiert werden müssen, will man *der* Renaissance – gemeint ist die seit dem 14. Jahrhundert von Italien ausgehende – Epochenstatus zubilligen. So können Protorenaissancen ausgemacht werden, um sie dann doch von der Renaissance im Singular zu unterscheiden (Erwin Panofsky). Zum anderen werden mithilfe der Renaissancen im Plural verschiedene Sichtweisen auf das gleiche Phänomen betont, die nicht zuletzt durch die jeweiligen Gegenwarten bedingt sind, in denen nach Renaissancepotentialen gefragt wird. Der Literaturwissenschaftler Hanns W. Eppelsheimer interpretierte 1933 die Formung des Epochenbegriffs Renaissance durch Stendhal, Jules Michelet und Jacob Burckhardt als Abwehr der Romantik und verband so die Humanisten des 16. Jahrhunderts mit den Rationalisten des 18. und den Humanisten des 19. Jahrhunderts »zu einer großen rationalen, antimetaphysischen Front«.² Das Renaissancethema wurde durch Hans Baron, Paul Oskar Kristeller, Gerhard B. Ladner, Erwin Panofsky, Ernst Cassirer und überhaupt durch die Emigration der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg ein Thema des Exils. Baron legte die Betonung auf das europäische Potential des sich ausbildenden Staatssystems und wehrte Burckhardts »Verfälschung des Renaissancebildes durch die Idee des Nationalstaats« ab.³ Cassirer hob die Bedeutung der Essais Michel de Montaignes hervor, der das individuelle Selbstporträt mit universaler Bedeutungszuschreibung verbunden und so eine neue ›Philosophie‹ des

1 Vgl. beispielsweise Michael Matthiesen/Martial Staub: *Gegenwarten der Renaissance. I. Handeln zwischen ›Virtù‹ und ›Fortuna‹: Verfügbarkeit und Verantwortung*, Göttingen 2004.

2 Hanns W. Eppelsheimer: »Das Renaissance-Problem«, in: August Buck (Hg.): *Zu Begriff und Problem der Renaissance*, Darmstadt 1969, S. 96–121, hier S. 101 f.

3 Hans Baron: »Politische Einheit und Mannigfaltigkeit in der italienischen Renaissance und in der Geschichte der Neuzeit«, in: Buck (Hg.): *Begriff und Problem der Renaissance* (Anm. 2), S. 180–211, hier S. 206.

Individuums geschaffen habe.⁴ Die Lektüre Montaignes war viele Jahre später auch für den amerikanischen Physiker und Philosophen Stephen Toulmin der Beginn einer Gegenwartsreflexion, in der er die kulturelle und geistige Situation in Europa und Nordamerika zwischen den 1920er und 1970er Jahren mit jener zwischen 1590 und 1640 verglich und eine Renaissance der Renaissance forderte: »Die gegenwärtige Aufgabe besteht also darin, Wege zu finden, die von der herkömmlichen Auffassung der Moderne – die die exakten und die Geisteswissenschaften voneinander trennt – zu einer gewandelten Auffassung führen, die Philosophie und Wissenschaft befreit, indem sie sie wieder mit der humanistischen Hälfte der Moderne in Verbindung setzt.«⁵

Was, so kann man angesichts all dessen mit Alois Riegl fragen, macht das jeweilige ›Renaissance-Wollen‹ aus, und zu welchem Schluss kommt eine Weltanschauungsinterpretation im Sinne Karl Mannheims, wenn wir nicht allein die Renaissance selbst, sondern auch die Haltungen dazu auf ihren Abwehr- oder Zustimmungsgestus hin betrachten und bedenken, welche Gegenwarten das eine wie das andere jeweils motivierten?

Zu den jüngeren disziplinären Abwehrgesten gehörte die sehr erfolgreiche Strategie, dem Renaissancekonzept seinen Nimbus zu nehmen, indem man ›Frühe Neuzeit‹ als ein es überwölbendes Konkurrenzkonzept etablierte und forderte, den Schwellen- oder Übergangscharakter dieser Ära und also die Verwobenheit mit der davor liegenden ›alten‹ Zeit stärker zu berücksichtigen, als es der klassische Mittelalterbegriff der Renaissance-›Erfinder‹ vorsieht. Das Versprechen, dass der Lohn der Mühe eine Rückgewinnung sei, wird mit dem Epochenkonstrukt ›Frühe Neuzeit‹ nicht gegeben. Stattdessen kann die modifizierte Epochenvorstellung dazu dienen, die ›alte‹ Zeit nicht allein als eine überwundene anzusehen, sondern sich zu fragen, mit welchen Verlusten für die beginnende ›Renaissance‹ diese Überwindung einherging.

Diese Perspektive wählt MAXIMILIAN BENZ in seinem Beitrag über eine Zeitenwende mit Unsicherheit. Eine Verlustrechnung macht er auf mit Blick auf die einstmals selbstverständliche Symbiose von paganer und christlicher Kultur im Mittelalter, wobei er lieber von der Zeit nach der Durchsetzung des Christentums in der Spätantike bis zur Hochscholastik spricht. Der Beginn der Frühen Neuzeit, also die Renaissance, habe dann systematisch desintegrierend gewirkt und die entstandene epistemische Konkurrenzlage zu tiefgreifenden Verunsicherungen geführt. Konkurrenzlagen, wie sie Epochenübergängen eigen sind, hatten es auch dem Frührenaissanceforscher Aby Warburg angetan. Während er doppelte Absicherungsstrategien beschrieb, bei denen sich Zeitgenossen aus ›alter‹ und ›neuer‹ Welt bedienten, zeichnet Benz das Wirksamwerden einer negativen Anthropologie nach, die im Epochenübergang ›Renaissance‹ emphatisch rezipiert wurde, was so gar nicht zum gängigen Bild des sich von religiöser Vormundschaft befreienden, selbstbestimmten Individuums passen

4 Ernst Cassirer: »Einige Bemerkungen zur Frage der Eigenständigkeit der Renaissance«, in: Buck (Hg.): *Begriff und Problem der Renaissance* (Anm. 2), S. 212–227, hier S. 218 f.

5 Stephen Toulmin: *Kosmopolis. Die unerkannten Aufgaben der Moderne*, Frankfurt a. M. 1991, S. 289.

mag. Von der Annahme einer generellen Schwachheit und Sündhaftigkeit des Menschen ausgehend seien Strategien einer gesteigerten Selbstsorge entwickelt worden, die Benz exemplarisch am Beispiel des Arztes Gerolamo Cardano und des Doktor Johann Faustus analysiert. Die neuen Freiräume des Handelns taten sich laut Benz gerade deshalb auf, weil vom nun innerweltlich handelnden Menschen neue und darum durchaus riskante Formen der Selbstverantwortlichkeit genutzt wurden. Das Risiko, welches jene eingehen müssen, die an der Schwelle zwischen den Epochen agieren, hatte es wegen des damit einhergehenden Gestaltungsspielraums Warburg ebenfalls angetan.

Zum Plural der Renaissance gehört auch, nach der Übertragbarkeit des Konzepts auf andere Weltgegenden zu fragen. ZAAL ANDRONIKASHVILI wägt in seinem Beitrag Vor- und Nachteile der Übertragung des Renaissancekonzepts auf einen eurasischen Kontext ab. Die Debatte darüber wird seit den 1940er Jahren geführt, als der georgische Philosoph Schalwa Nutsubidse eine Theorie der ›Weltrenaissancen‹ entwickelte, innerhalb derer er westliche (wie die von Italien ausstrahlende) und östliche (ostchristliche und islamische) Renaissance voneinander unterschied. Renaissance vornehmlich als Verweltlichungsprozess denkend, arbeitet Andronikashvili die Bedeutung der persischsprachigen Literatur des 10. bis 11. Jahrhunderts für die Entwicklung weltlicher Wertvorstellungen in Kultur und Literatur Georgiens heraus. Zwar will er nicht so weit gehen, im Weltmaßstab Renaissance als ein notwendiges kulturgeschichtliches Stadium zu betrachten. Doch er plädiert für eine dezentrierte Literatur- bzw. Kulturgeschichte, die den Islam und das Ostchristentum mit einschließt. Dass ein Plädoyer dieser Art gehalten werden muss, hat mit dem großen Erfolg zu tun, mit dem Epochenbildner die westeuropäische Renaissance zum Maß aller Dinge und zum Beginn von Aufklärung und Moderne erklärten, die dann in die Welt ausstrahlt hätten. Andronikashvili geht es nicht um eine Widerlegung dieser Strategie – wie auch, zu erfolgreich hat dieses Epochenkonstrukt Geschichte geschrieben –, sondern um eine Multiperspektivität, die sich von Überlegenheitsbehauptungen einer Kultur gegenüber anderen nicht beeindrucken lässt.

Kann das gelingen, kann ›Renaissance‹ in den Plural, in andere Weltgegenden und Zeiten versetzt werden, ohne dass letztlich verloren geht, was dieses Epochenkonzept ausgemacht hat? GIANNA ZOCCO lässt ihren Beitrag mit dem Zweifel der amerikanischen Anglistin Lisa Woolley an einer solchen Übertragbarkeit beginnen. Im Folgenden überprüft sie den Renaissancegehalt der von ihrem philosophischen Vordenker Alain Locke als ›New Negro Renaissance‹ titulierten Bewegung, die unter dem Namen Harlem Renaissance bekannt wurde. Locke selbst wollte sie nicht auf Harlem begrenzt wissen, worin Zocco eine Parallele zu irischen, bengalischen, chinesischen und mexikanischen Renaissancepostulaten sieht: den gegen Kolonialmächte und ihre Abwertung indigener Kulturen und vernakulärer Sprachen gerichteten Versuch einer Wiedergewinnung des eigenen kulturellen Erbes. In den Augen Zoccos resultiert daraus eines der Argumente, die durchaus rechtfertigen, den Renaissanceetopos aufzurufen. Das sogenannte dunkle Mittelalter wird hier mit der Zeit der Versklavung verglichen, der nun ein positives und modernes Selbstbild (›New Negro‹) unter Rekurs

auf westafrikanische Kunst und Kultur entgegengesetzt werden soll. Ob die Überwindung kolonialer Fremdherrschaft mit der Situation jener, die im Italien des 14. Jahrhunderts um einer kulturellen Aufbruchsbewegung willen ein Mittelalter konstruierten, wirklich vergleichbar ist, darüber lässt sich diskutieren. Zu beobachten ist nach Zoccas Analyse, dass ›Renaissance‹ nicht allein in den Plural gesetzt werden kann wie durch das Black Arts Movement der 1960er und 1970er Jahre, welches die Selbstbezeichnung ›Renaissance II‹ wählte. Sondern Renaissance wird zu einem der nach Reinhart Koselleck für die Moderne kennzeichnenden Prozessbegriffe, wenn sie durch den Literaturwissenschaftler Houston A. Baker als ›renaissancism‹ zum Kennzeichen der modernen afroamerikanischen Geistesgeschichte erklärt und so auf Dauer gestellt wird.